

## Jean-Paul Sartre und das Elsass

Stefan Woltersdorff

„En Alsace/Im Elsass ...“: Mit diesen Worten beginnt die Autobiographie *Les mots* (1964) von Sartre (1905–1980), jenes „Erz-Pariser“, der den einen Teil seines Lebens an der Seine verbrachte und im anderen sich dorthin zurücksehnte. Kann man sich Sartre am Oberrhein vorstellen, durch ein elsässisches Fachwerkdorf schlendernd, womöglich am Tresen einer „Winstub“ sitzend? In das gängige Bild, das viele sich von dem französischen Dichter-Philosophen machen, passt dies zumindest nicht. Doch die Familie von Sartres Mutter stammt aus dem Elsass, er selbst verbrachte hier entscheidende Wochen und Monate seines Lebens: als Knabe vor und nach dem Ersten Weltkrieg, als Romancier und Soldat im Kriegsjahr 1939/40 und als weltberühmter Denker und diskreter Besucher in der Nachkriegszeit. Vor allem aber spielt das Elsass eine nicht zu unterschätzende Rolle in seinem Werk: als realer Produktionsort literarischer und philosophischer Schriften (z. B. *L'âge de raison*, *L'être et le néant*) sowie als fiktionaler Schauplatz seiner Romane und Erzählungen (z. B. *La mort dans l'âme*, *Les mots*).

Wissenschaftliche Forschungen zu diesen Texten gibt es freilich „wie Sand am Meer“, und der vorliegende Text erhebt nicht den Anspruch, diesem bereits ansehnlichen „Sandstrand“ ein neues und womöglich besonders gewichtiges Korn hinzuzufügen. Vielmehr will er doppelte Einladung zum Reisen und zum Lesen verstanden sein: Ersteres, um fünf elsässische Orte (und einen lothringischen), an denen sich Sartre aufgehalten hat, zu erkunden, und letzteres, um sich mit diesem Wissen auch seinen Texten zu nähern. Da Sartre nirgends auf literarisch „unbestelltes“ Gebiet traf, habe ich (stellvertretend für viele) jeweils einen Autor mit erwähnt, der die ausgewählten Orte ebenfalls erlebt und beschrieben hat, wenn auch meist auf sehr andere Weise. Es würde mich freuen, wenn durch diese Gegenüberstellung Sartres spezifischer Blick auf das Grenzland deutlicher wird und sie neugierig auf mehr macht.

## 1. Die „Schweitzer“-Jahre – Meudon/Pfaffenhoffen 1907–1917

Die erste Ortserkundung führt ins linksrheinische Hanauerland, genauer gesagt: nach Pfaffenhoffen. Eine ehemalige Simultankirche (1685–1885 von Protestanten und Katholiken gemeinsam genutzt) und eine der ältesten Synagogen des Elsass (1791) zeugen von einer langen Tradition der religiösen und kulturellen Toleranz. Auch in literarischer Hinsicht ist Pfaffenhoffen kein „unbeschriebenes Blatt“: Von 1785 bis zu seinem Tode wirkte hier Gottfried Johann Schaller (1762–1831), der als Ortspfarrer die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege miterlebte. Neben seiner Tätigkeit als Seelsorger verfasste er Schriften in deutscher, französischer und lateinischer Sprache, in denen er sich kritisch mit seiner Zeit auseinandersetzte.

Seit dem 19. Jahrhundert ist Pfaffenhoffen auch die Stadt der Familie Schweitzer. Im 17. Jahrhundert vermutlich aus Hessen ins Elsass eingewandert, lebte sie hier als angesehene protestantische Lehrerfamilie (1875–86 war Philippe-Chrétien Schweitzer sogar Ortsbürgermeister). 1870 riss der französisch-preußische Krieg die Familie in zwei Teile: Philippe-Chrétien und sein Sohn Louis (später Pastor in Gunsbach und Vater des „Urwalddoktors“ Albert Schweitzer) blieben im vom neu geschaffenen Deutschen Reich annektierten Elsass und wurden damit deutsche Staatsbürger. Sein ältester Sohn Auguste und sein jüngster Sohn Charles (genannt „Karl“) zogen über die Vogesen nach Frankreich, verließen also ihre Heimat, blieben aber dadurch Franzosen. Auguste wurde Geschäftsmann, Charles, der, wie Sartre berichtet, erst mühsam Französisch lernen musste, Deutschlehrer. In Mâcon, seinem ersten Wohnort, heiratete er Louise Guellemin, eine Katholikin. Gemeinsam hatten sie zwei Söhne und zwei Töchter, die alle katholisch getauft wurden und erst in Lyon, dann in Meudon bei Paris aufwuchsen. 1904 heiratete Anne-Marie (genannt „You“), die jüngste Tochter von Charles und Louise, einen Marine-Arzt aus Südwestfrankreich namens Jean-Baptiste Sartre, dem sie nach Paris folgte. Doch der junge Ehemann starb bereits 1906, nur 15 Monate nach der Geburt seines ersten Sohnes Jean Paul (genannt „Petit-Paul“, „Merveille“ oder „Poutou“). In seiner Autobiographie *Les mots* sprach Sartre später davon, er sei quasi „im Galopp“ gezeugt worden.

Die erst 24-jährige Witwe kehrte ins Haus ihrer Eltern nach Meudon (ab 1911: Paris) zurück, wo sie jedoch nicht mehr als Mutter, sondern von ihren Eltern als „Kind“ (sie wohnte mit ihrem Sohn im „Kinderzimmer“) und von Jean-Paul als

„Schwester“ wahrgenommen wurde (bis zu ihrem Tod 1969 aß Sartre bei ihr jeden Sonntag zu Mittag). Statt ihrer übernahm der elsässische Großvater die wirtschaftliche Versorgung (obwohl bereits im Ruhestand, nahm er wieder seine Tätigkeit als Deutsch- und Französischlehrer auf) und kulturelle Erziehung seines Enkels (bis 1915 unterrichtete er ihn selbst). Damit wurde Charles zur wichtigsten Bezugsperson für den jungen Sartre. Der für beide wichtigste Ort in der Wohnung war die mehrere tausend Bände umfassende und mit deutschen und französischen Klassikern gleichermaßen gut bestückte Bibliothek des Großvaters. Sie erschien Jean-Paul wie ein Tempel, Literatur wurde für ihn zum Religionsersatz (Charles war Agnostiker). Noch Jahrzehnte später schwärmte Sartre in seiner Autobiographie *Les Mots* (1964):

*So entschied sich mein Schicksal in der Rue le Goff Nr.1, in einer Wohnung im fünften Stock, unter Goethe und Schiller, über Molière, Racine und La Fontaine, gegenüber von Heinrich Heine und Victor Hugo.*

(Sartre: *Mots*, S. 133, Ü: S.W.)

Ein deutsch-französischer Bildungssockel war also gelegt, doch wo blieb das spezifisch Elsässische? Elsässische Autoren scheinen in Charles' Sammlung keine Rolle gespielt haben, wohl aber zwei elsässische Zeichner: der Straßburger Gustave Doré (dessen drastische Darstellungen des Rolandsliedes den jungen Sartre beeindruckten) und der Colmarer Jacques Waltz, besser bekannt als „Hansi“.

Neben diesem „geistigen Elsass“ sollte Sartre schon bald auch das reale (damals deutsche) Elsass kennen: Regelmäßig fuhr Charles mit seiner Frau, seiner Tochter und seinem Enkel dorthin, um seine Familie zu besuchen: den Bruder Louis Schweitzer in seiner oberelsässischen Pfarrgemeinde Günsbach, seinen Neffen Albert Schweitzer in Straßburg, wo dieser als Vikar und Philosophiedozent arbeitete, und seine Schwester Caroline Biedermann in Pfaffenhofen. Sie bewohnte dort das ehemalige Haus ihres Vaters Philippe-Chrétien Schweitzer, der im Jahr 1900 gestorben war (35 Rue Albert Schweitzer), bis heute bekannt als „Maison Schweitzer“.

Im Parterre betrieb sie, zum Entsetzen der protestantischen Verwandtschaft, ein Geschäft für Miederwaren. Ihre Wohnräume befanden sich im oberen Stockwerk. Im letzten Friedenssommer 1913 sah der junge Sartre von dort oben zum ersten Mal deutsche Soldaten, die die Dorfstraße entlang zogen (in *Les mots* wurde die Szene nach Straßburg verlegt). Es sollte nicht

das letzte Mal sein. Außerdem entstand hier sein allererster Roman *Pour un papillon* (Für einen Schmetterling), die Geschichte eines Gelehrten, dessen Tochter und eines Abenteurers, die zu dritt den Amazonas erkunden, um einen seltenen Schmetterling zu finden. In *Les mots* gab er später zu, den Titel, die Personen und die Handlung einer Erzählung „entlehnt“ zu haben, die kurz zuvor erschienen war. Aber gerade deshalb erschien dem angehenden Schriftsteller das Ergebnis seiner Arbeit „notwendigerweise wahr“. In seinem Kriegstagebuch (Eintrag vom 22.12.1939) erinnert er sich:

*An einer Straßenecke sah ich einen großen, ockerfarbenen, sehr hässlichen Bau, mit Schieferdach, Erker und Stufengiebel: das war das Geschäft Biedermann (...). Ich erinnere mich vage an das silberne Glänzen eines deutschen Regiments, das unter schrillen und schneidenden Flötentönen unter unserem Fenster vorbeimarschierte. Pfaffenhofen gelten meine frühesten „literarischen“ Erinnerungen. Am Schreibtisch sitzend, das Fenster im Rücken, schrieb ich an einem Abenteuerroman.*

(Sartre: Carnets, S. 370/374, Ü: S. W.)

Im Haus auf der gegenüber liegenden Straßenseite befand sich das Schreibwarengeschäft „Rosenfelder“ (in *Les Mots* taucht es als Lebensmittelgeschäft „Blumenfeld“ auf). Dort kaufte Sartre für einige Pfennige alles, was er für sein Romanprojekt benötigte: Papier, Schreibfedern und viele Bonbons. Hierzu noch einmal ein Auszug aus obigem Eintrag ins Tagebuch:

*Es hatte sich in mir eine merkwürdige Verbindung zwischen diesen Bonbons und diesen Federn und Heften eingestellt, und ich aß sie mit dem Gefühl, als kaute ich auf Papier. Für mein Herz waren dies fleißige Bonbons, etwas langweilig, und gerade darum noch anziehender, eben Arbeits-Bonbons.*

(Sartre: Carnets, S. 371, Ü: S. W.)

Fassen wir zusammen: Die französisch-elsässische Bibliothek in Meudon war Sartres wichtigster Leseort, die deutsch-elsässische Gemeinde Pfaffenhofen (amtliche Schreibung damals mit nur einem F) sein erster Schreibort. Lesen und Schreiben waren die für ihn prägenden Erfahrungen dieser „Schweitzer“-Jahre, wie er sie selbst nannte (seine Autobiographie *Les mots* ist in die beiden Teile „Lire“ und „Ecrire“ aufgeteilt). Und beides stand im Zeichen des Elsass.

Als im Sommer 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, waren französische Besuche im Elsass erst einmal nicht mehr möglich. Stattdessen verbrachte man den Sommer nun in Arcachon an

der Atlantikküste. Vom patriotischen Taumel angesteckt, verfasste Charles Schweitzer dort ein kleines Theaterstück über die ersehnte „Befreiung“ des Elsass. Sartre durfte bei der anschließenden Aufführung die Rolle eines jungen Elsässers übernehmen, der vor den Deutschen über die Vogesen nach Frankreich flieht. Dort erwartet ihn bereits sein Vater (gespielt von Sartres Großvater). Das Elsass blieb somit auch im Südwesten Frankreichs emotional präsent.

Im Oktober 1914 (angesichts des drohenden deutschen Vormarsches auf Paris hielt sich die Familie noch immer am Atlantik auf) machte sich Sartre daran, selbst ein Stück „blau-weiß-roter“ Literatur zu verfassen: So entstand die Geschichte vom Soldaten Perrin, der den deutschen Kaiser zunächst entführt, dann im ritterlichen Zweikampf besiegt und so gleichzeitig den Frieden und die Herausgabe von Elsass-Lothringen erzwingt. Nicht ohne Selbstironie berichtete Sartre später in *Les mots* von diesem Ausrutscher ins „Mantel-und-Degen“-Genre.

1917 heiratete Sartres Mutter erneut und folgte ihrem neuen Mann Joseph Mancy zusammen mit ihrem Sohn in die französische „Provinz“ nach La Rochelle. Damit endeten für Sartre die „Schweitzer“-Jahre, doch die Verbindungen nach Paris und ins Elsass rissen dennoch nicht ab: Schon bald nach Kriegsende kehrte er in die Hauptstadt zurück, um dort das Gymnasium und ab 1924 die „Ecole Normale Supérieure“ zu besuchen, eine renommierte Hochschule zur Ausbildung des französischen Lehrernachwuchses. Ebenfalls bald nach Friedensschluss besuchte er das wieder französisch gewordene Pfaffenhoffen (nun wieder mit zwei F geschrieben). Statt für Bonbons interessierte sich der junge Mann diesmal allerdings verstärkt für seine beiden Kusinen Mathilde und Anna. Freilich scheinen Sartres erotische Erwartungen ebenso unerfüllt geblieben zu sein wie die Hoffnung der beiden jungen Damen, dem „Innerfranzosen“ einige Brocken Elsässisch beibringen zu können. Immerhin scheinen die Worte „Pippele“ (Püppchen) und „Rippele“ (Rippchen) hängen geblieben zu sein.

Ein letztes Mal sah Sartre den Ort seiner Kindheit am 22. Dezember 1939: Aus Morsbronn-les-Bains, wo er als französischer Soldat stationiert war (s. Kap. 4), fuhr er mit dem Lastwagen über Haguenau hierher, um Wasserstoffflaschen für seine Wetter-Ballons zu besorgen. Am gleichen Abend schrieb er an seine Lebensgefährtin Simone de Beauvoir (genannt „Castor“):

*Heute habe ich die Pilgerfahrt gemacht. Punkt sieben Uhr dreißig bin ich mit einem Lastwagen ein paar Kilometer weit gefahren, um Wasserstoffflaschen zu holen (...). Die Mission hat fast allein*

*in Trinken bestanden. Wir kamen an, luden Wasserstoffflaschen auf, und dann gingen wir in ein kleines Café, wo gerade ein Meteorologe saß, der am selben Abend auf Urlaub fuhr. Er zahlte eine Runde Schnaps, dann ich, dann die Ordonnanz, die mir half, die Flaschen zu tragen, dann der Fahrer und wieder der Meteorologe und schließlich ich (...). Danach irrte ich auf der Suche nach meinen Erinnerungen durch die Stadt. Vergeblich (...). Und dann ging ich wieder zurück ins Café; der Fahrer zahlte eine Runde Schnaps – und dann Grener und dann ich, und gegen Mittag kehrten wir „in unser Hotel“ zurück. Eine mißglückte Pilgerfahrt, aber ein reizender kleiner Vormittag ...*

(Sartre: Briefe, S. 521f.)

Diese „Pilgerfahrt“ sollte noch lange nachwirken: Nach dem Krieg setzte sich Sartre intensiv mit den Orten seiner Kindheit und den damit verbundenen Erlebnissen auseinander. Das Ergebnis war ein autobiographischer Roman, den er erstmals 1954 unter dem Titel *Jean sans terre* (Johann ohne Land) veröffentlichte. Zehn Jahre später erschien unter dem neuen Titel *Les mots* (Die Wörter) eine zweite Fassung. Die Familie Schweitzer reagierte darauf mit Empörung, die literarische Öffentlichkeit hingegen mit Begeisterung. Und tatsächlich ist *Les mots* wohl eines der besten Bücher Sartres, mit dem er das Genre der Autobiographie wesentlich erneuert hat. Am 22. Oktober 1954 wurde ihm dafür sogar der Literaturnobelpreis angeboten, den er jedoch auf spektakuläre Weise ablehnte.

## 2. Die Rückkehr – Marmoutier September/Oktober 1939

Marmoutier geht auf ein im 8. Jahrhundert gegründetes Kloster zurück, um das herum eine blühende Ortschaft entstand. Wie Pfaffenhoffen hat auch diese ihren „Hausdichter“: Von 1545 bis zu seinem Tod lebte hier der Straßburger Humanist Jakob Frey (1520–1562) als Stadtschreiber. Mit seinen in elsässischer Mundart verfassten Schwänken wollte er die Bürger seiner Stadt von der Melancholie befreien, eine nicht ganz unbegründete Maßnahme: Mit den Bauernkriegen setzte noch zu Freys Lebzeiten eine Phase des Niedergangs ein.

Im Herbst 1939 führte ein anderer Krieg den Philosophielehrer Jean-Paul Sartre hierher. Nach dem erfolgreichen Abschluss seines Studium hatte er von 1931 bis 1936 zunächst in Le Havre, dann in Laon und ab 1937 in Paris unterrichtet. Doch es blieben ihm kaum zwei Jahre in seiner geliebten Stadt: Nach Hitlers Überfall auf Polen erklärten England und Frankreich Deutschland den Krieg. Und auch Sartre, der 1929/31 in Tours

seinen Militärdienst abgeleistet hatte, wurde trotz seiner starken Kurzsichtigkeit eingezogen: Als Obergefreiter sollte er in der Funktion eines Wetterbeobachtungssoldaten an der Maginot-Linie seinen Dienst tun.

Es war ein tiefer Einschnitt in Sartres Leben: Er tauschte die Pariser Großstadt gegen die elsässische Provinz, die Frauenwelt, in der er sich bisher vorzugsweise bewegt hatte, gegen eine reine Männerwelt, und die Existenz eines philosophischen „Luftmenschen“, der seine Mitmenschen vom „Hochsitz“ aus beobachtete, mit der eines „Froschmenschen“ (beide Begriffe stammen von Sartre). Der Krieg und damit die ständig drohende physische Vernichtung trugen ihr übriges dazu bei, den Bohémien langsam, aber sicher in einen Existenzialisten zu verwandeln.

Der Truppentransport Richtung Elsass führte zunächst in die alte lothringische Hauptstadt Nancy, deren Bahnhof damals voller Uniformierter war. Im Jahr darauf durchfuhr Sartre den gleichen Bahnhof noch einmal: diesmal als Kriegsgefangener auf dem Weg nach Trier. Doch nun war die Halle von den deutschen Besatzern hermetisch abgeriegelt und daher gespenstisch leer. In dem Roman *La mort dans l'âme* (1949) berichtet er davon:

*Der Zug bewegt sich nicht mehr schnell, er fährt an den langen, verlassenen Bahnsteigen entlang, Brunet liest auf einer Tafel: „Ausgang. Unterführung“. Der Zug beschleunigt wieder. Der Bahnhof ist tot.*

(Sartre: *Mort*, S. 419; Ü: S. W.)

Doch zurück ins Jahr 1939: Von Nancy führte Sartres Weg über Saverne nach Marmoutier, ein „schmuckes und gepflegtes kleines Dörfchen mit grünen und rosa Häusern, umgeben von lauter Gärten, die von Obst überquellen“ (Sartre an Simone de Beauvoir am 13.9.1939). Vom 11. September bis zum 3. Oktober 1939 war er hier stationiert und lernte seine Kameraden kennen, mit denen er die folgenden Monate verbringen sollte: den Schlafwandler Paul, den fußlahmen Hypochonder Pieter (eigentlich: Pieterkowski, ein Jude polnischer Abstammung) und den dicken Schnarcher Keller. Der vergleichsweise friedliche Auftrag der vier bestand darin, mit Gas gefüllte Luftballons aufsteigen zu lassen, deren Flugrichtung zu beobachten und ihren Vorgesetzten darüber Meldung zu machen – die diese vermutlich in den Papierkorb warfen. Immerhin verhalf ihnen diese Tätigkeit gelegentlich zu einer Dienstfahrt in die Nachbarstadt Saverne, um dort (wie später

in Pfaffenhofen) Gasflaschen zu besorgen. Von einem Ausflug dorthin am 14. September berichtete Sartre noch am gleichen Abend Simone de Beauvoir:

*Ich war heute morgen „in der Stadt“, um bei den Meteorologen eine Wasserstoffflasche zu erbitten. Ein reizendes altes Städtchen, durch das zu gehen in anderen Zeiten lustig wäre, mit Kneipen im deutschen Stil und Häusern mit steilen Dächern. Die Kaserne ist aus rosa Sandstein wie die Kirche des Dorfes, in dem wir wohnen. Wir, der Gefreite Paul und ich, sind im Lastwagen hingefahren; ich saß hinten im Lastwagen, Pfeife im Mund, Helm auf dem Kopf, bei jedem Stoß hüpfend. Wir haben die schwere Wasserstoffflasche bis zum Lastwagen geschleppt und dann, bevor wir zurückkehrten, unsere Einkäufe gemacht. Tabak, Tabaksbeutel, Bonbons für die Tochter unserer Wirtin, Zeitungen. In einer dieser Kneipen haben wir etwas getrunken: rohe Holztische, Zwischenwände aus rohem Holz bis zur halben Höhe, niedrige, gewölbte Fenster. Dann sind wir zurückgefahren.*

(Sartre: Briefe, S. 309)

Die von Sartre erwähnte „Kaserne“ ist das Zaberner Schloss, die „Wirtin“ hieß Madame Gross. Zwei Wochen wohnte er bei ihr, zusammen mit seinen Kameraden, dann nahm er sich ein Hotelzimmer in Bahnhofsnähe. Auch an seinen anderen Einsatzorten in Brumath und Morsbronn-les-Bains sollte er an diesem etwas „exklusiven“ Lebensstil festhalten: Stets „organisierte“ er sich ein eigenes Zimmer, in dem er in Ruhe lesen und schreiben konnte. Seine Lektüre ließ er sich von Simone de Beauvoir schicken: französische, aber auch deutsche Literatur (die er teilweise in der Originalsprache las).

Doch Sartre wurde im Elsass nicht nur von Lese-, sondern auch von Schreibwut befallen: Er arbeitete an seinem Roman *L'âge de raison* (eine Abrechnung mit seiner eigenen Vorkriegsexistenz) und machte sich erste Notizen zu seinem philosophischen Hauptwerk *L'être et le néant* (eine Auseinandersetzung mit den drei großen Hs der deutschen Philosophie: Hegel, Husserl und Heidegger). Außerdem schrieb er täglich mehrere Briefe an Simone de Beauvoir und seine diversen „Nebenfrauen“. Simone revanchierte sich mit Briefen an ihren „doux petit“ (süßen Kleinen) – Sartre war recht klein von Statur – in denen sie offen von ihrem Pariser Leben und ihren diversen Liebschaften (mit Männern und Frauen) berichtete.

Und schließlich führte Sartre auch noch zum ersten Mal in seinem Leben Tagebuch. 15 Hefte waren es am Ende. Sie enthielten Vorarbeiten zu seiner Erzählung *La mort dans l'âme*, zu dem

gleichnamigen Roman und zu seiner Autobiographie *Les mots*. Lange galt dieses Tagebuch als verschollen. Erst seit 1983 liegt unter dem Titel *Carnets de la drôle de guerre* (Aufzeichnungen aus dem Sitzkrieg) eine Ausgabe von fünf wieder aufgetauchten Heften vor. 1995 kam ein sechstes Heft dazu.

### 3. Der Besuch – Brumath Oktober 1939 bis April 1940

Brumath zählt zu den ältesten Ortschaften des Elsass, seit den Kelten ist eine kontinuierliche Besiedlung nachweisbar. Im 19. Jahrhundert wurde sie von der Kunst und den Künstlern entdeckt: 1863 fand in Bad Ems die Uraufführung der Operette „Lieschen und Fritzchen“ statt, deren Libretto Paul Bosselot und deren Musik Jacques Offenbach verfasst hatte. Die beiden Titelhelden sind Elsässer aus Brumath, die sich in Paris kennen und lieben lernen. Sechs Jahre später wurde in Brumath Gustave Stoskopf (1869–1944) geboren, der als Maler und Dramaturg zu den Hauptakteuren der elsässischen Kulturszene im frühen 20. Jahrhundert gehörte. Als Begründer des „Musée alsacien“ und Autor des „Théâtre alsacien“ (beides in Straßburg) trug er wesentlich zur Renaissance der elsässischen Identität und des Elsässischen als Literatursprache bei. Als Sartre zu Beginn des Krieges nach Brumath kam, lebte der mittlerweile 70-jährige Stoskopf dort noch immer. Doch die beiden scheinen sich nicht wahrgenommen zu haben, zu unterschiedlich waren die literarischen Sphären, in denen sie sich bewegten.

Und doch hatte Brumath damals etwas zugleich „Operettenhaft-Offenbachisches“ und „Folkloristisch-Stoskopfisches“: Hier ruhten sich die Soldaten vom Fronteinsatz aus, Theater, Kino, Variété und nicht zuletzt die elsässische Küche sorgten für willkommene Ablenkung. Der Tod schien weit weg zu sein (das erste Todesopfer war am 8. November 1939 zu beklagen, weil ein Soldat nachts in das Flüsschen Zorn gestolpert und ertrunken war).

Gleich zweimal, vom 6. Oktober bis zum 5. Dezember 1939 und erneut vom 15. März bis zum 30. April 1940 waren Sartre und sein Trupp hier stationiert, deutlich länger als in Marmoutier. Ihre erste Unterkunft war ein Klassenzimmer in der lokalen Grundschule. In einem Brief an seine Geliebte Simone Jolivet (genannt „Toulouse“) berichtet Sartre davon:

*Für mich hat der Krieg noch nicht begonnen. Und ich weiß nicht, ob er je beginnen wird. Ich bin im Augenblick nur ein viel zu alter Schüler in einem Grundschulzimmer, dessen Lehrer ein schwächlicher und sehr höflicher Stabsfeldwebel ist. Du musst Dir vorstel-*

*len, dass ich Dir an einem der Schultische schreibe, alle meine Sachen um mich, Tabak, Feuerzeug, Zigaretten – mein Roman in Reichweite (...). Meine Kumpane sind an anderen Pulten ebenfalls in ihre Beschäftigungen vertieft, Lesen, Schreiben, Nähen oder Zeichnen. Der Stabsfeldwebel am Lehrerpult liest mit hochgezogenen Augenbrauen, gekräuseltem Mund und einem Ausdruck extremen Eifers einen Kriminalroman, den ich ihm gegeben habe. Die zwei Wandtafeln sind von Sinuskurven bedeckt, weil er seinen Gehilfen manchmal die Geheimnisse der Artillerie erklärt. Man könnte meinen, wie Du siehst (abgesehen von den Sinuskurven), es handle sich um ein Rehabilitationszentrum für geistig Behinderte wie Ville-Évrard. Nur eine Gasmasken, die neben einem unanständigen Gekritzel auf einem Tisch liegt (die dem Stabsunteroffizier gehört), gibt dem Zimmer einen Anstrich von surrealistischer Ausstellung. Dort bin ich den ganzen Tag.*

(Sartre: Briefe, S. 361)

Schon bald war Sartre des beengten Lebens in der Schule überdrüssig und mietete sich wieder ein eigenes Zimmer, diesmal bei einer Madame Vogel. Auch sonst war er bemüht, seinen Lebensstil aus Friedenszeiten wieder aufzunehmen, in dem Cafés und Restaurants eine wichtige Rolle spielten: Sein Frühstück nahm er im Restaurant de la Rose ein, dessen hübsche Bedienung er schätzte. Zu Mittag aß er meist im Lion d'Or, nachmittags trank er seinen Kaffee in der Taverne du Cerf, ab November (nach einem Streit mit der Wirtin) in einem Hinterzimmer des Restaurants de l'Ecrevisse, wo ihn zwei hübsche Bedienungen bezauberten. Wie weit diese Bekanntschaften gingen, verrät der Dichter nicht. In dem oben zitierten Brief erwähnt er allerdings, dass sich zahlreiche Lokale in Bordelle verwandelt hätten und „Venus in unseren Reihen bisher viel mehr Schaden angerichtet“ habe als Mars. Abends schließlich besuchte Sartre bisweilen Theater- und Variété-Aufführungen, etwa die der „Maginot Boys“.

Die Taverne du Cerf und das Restaurant de l'Ecrevisse ersetzten Sartre damals die Literatencafés von Paris: Hier las er deutsche und französische Bücher, die er sich weiter von Simone de Beauvoir schicken ließ, hier schrieb er das Essay *L'Homme ligoté* (über seinen Schriftsteller-Kollegen Jules Renard), hier arbeitete er an den letzten Kapiteln seines Romans *L'âge de raison* und an den ersten seines philosophischen Hauptwerks *L'être et le néant*. Und natürlich verfasste er hier auch viele Briefe an seine Pariser Freundinnen, vor allem an Simone de Beauvoir.

Am 31. Oktober 1939 traf diese, ausgestattet mit einem 24-Stunden-Visum, am Bahnhof von Brumath ein, um Sartre zu besuchen. Wie vereinbart (Sartre hatte ihr einen selbst angefertigten Stadtplan mit seinen Lieblingsadressen geschickt) fand sie ihren mittlerweile bärtigen und im „Sitz-Krieg“ etwas dick gewordenen Lebensgefährten schreibend in seinem Stammlokal vor, der Taverne du Cerf. Um keinen Ärger mit Sartres Vermieterin zu bekommen, verbrachten die beiden ihre erste Nacht im Hotel „Ville de Paris“ (13 Rue Général Rampont). Nachdem es Simone de Beauvoir dank ihres resoluten Auftretens gelungen war, ihr Visum im Rathaus der Gemeinde verlängern zu lassen, nahmen sie sich für ein paar Tage ein gemeinsames Zimmer im „Boeuf Noir“ (2 Place Geoffroy Velten). Unter anderem lektorierte Simone de Beauvoir hier Sartres aktuelles Romanmanuskript, wie sie es schon mit früheren getan hatte. Sie habe ihn damals „in seinem Sumpf aufgerüttelt“ und „zutiefst glücklich“ gemacht, bekannte Sartre in einem Brief vom 6. November 1939. Zu diesem Zeitpunkt war sie bereits seit einem Tag wieder Richtung Paris unterwegs. Dabei musste sie in Saverne einen Tag lang auf ihren Anschlusszug warten, wovon sie Jahre später in ihrer Autobiographie *La force de l'âge* (1960) berichtet:

*Saverne; 9 Uhr, gewaltiger schwarzer und vor Menschen wimmelnder Bahnhof. Es gibt nur einen Wartesaal mit Imbiss, wo man nicht trinkt (...). Der Schnellzug fährt erst um Mitternacht ab und ich fühle mich etwas verängstigt. Der Wartesaal stinkt nach Krieg; die dicht aneinander gerückten Tische sind mit traurigen Gepäckstücken bedeckt: Matratzen, Decken, Koffer von Evakuierten; die Evakuierten drängen sich auf den Stühlen, inmitten eines dichten Qualms und der ungesunden Hitze eines Kohle-Ofens. Ich stehe aufrecht in einer Ecke und lese; dann gehe ich hinaus. In den Unterführungen sind Säcke gestapelt, auf denen Soldaten sitzen und essen; andere ruhen sich auf den Treppenstufen aus; der Bahnsteig ist so mit Soldaten überfüllt, dass man keinen Schritt machen kann. Ich bleibe kerzengerade stehen, wie ein Säulenheiliger, und lasse mich so von meinen Gedanken forttragen, dass ich kaum merke, wie die letzte Stunde der Wartezeit verstreicht.*

(Beauvoir, S. 432f.)

#### 4. Der Angriff – Morsbronn-les-Bains Dezember 1939 bis Juni 1940

Morsbronn-les-Bains, der „Todes-Brunnen“, ist ein Name, der wohl so manchem Soldaten Gänsehaut verursachte, aber spätestens seit dem 6. August 1870 gerechtfertigt erscheint: Während der Schlacht im benachbarten Woerth hatten preußische Truppen das Dorf besetzt. Beim französischen Gegenangriff wurden bei Morsbronn in wenigen Minuten ca. 700 französische Kürassiere niedergemetzelt. Einige von ihnen liegen auf dem Gemeindefriedhof neben der Kirche begraben.

Auch als „Kärichschmier-Ländel“ ist die Gegend bekannt, denn im benachbarten Pechelbronn wurde Erdöl gefördert. 1904 begann man auch in Morsbronn zu bohren und stieß dabei auf eine 44 °C heiße Mineralquelle. Bald schon entwickelte sich ein bescheidener Badebetrieb, durch den der Ort erstmals Eingang in die Literatur fand: 1911 besuchte der Schriftsteller Otto Flake (1880–1963) dieses „Bädchen im Land“ und lobte in einem Reise-Essay dessen volkstümlichen Charakter (in Abgrenzung zum benachbarten, aber elitäreren Niederbronn-les-Bains).

Bis vor kurzem stand noch der alte hölzerne Bade-Pavillon, den Flake damals kennen gelernt hatte. Um ihn herum waren in den zwanziger Jahren Hotels und ein Thermalbad (Etablissement thermal) aus dem Boden geschossen, die das „Bädchen“ in einen echten Kurort verwandelten. Gerade diese Hoteldichte jedoch machte den Ort für die Militärs interessant: Nach Kriegsausbruch wurden im „Etablissement thermal“ die Offiziere und ein Soldatenradio einquartiert, die übrigen Einheiten wurden auf die kleineren Hotels verteilt. Eines davon war das „Belle Vue“, heute ein Appartement-Haus (5 Rue de Haguenau). Von Anfang Dezember 1939 bis Februar 1940 und, nach einem Zwischenaufenthalt in Brumath, von Anfang Mai bis Mitte Juni 1940 bewohnte Sartre ein Einzelzimmer im ersten Stock dieses Hotels: mit eigenem Bett, eigenem Schreibtisch und freiem Blick auf das „Etablissement thermal“, ein ungeahnter Luxus. Über den ersten Aufenthalt gibt das Tagebuch Auskunft, die Hefte über den zweiten sind verschollen. Die Atmosphäre, die in dem Haus herrschte, wird so beschrieben (Eintrag vom 06.12.1939):

*Alle Dienste sind hier untergebracht. Die Soldaten und die Offiziere schlafen im Hotel, der Colonel nimmt sein Frühstück in einem der Speisezimmer ein – und dort essen die Offiziere auch zu Mittag, an einem runden, mit einem Wachstuch bedeckten Tisch,*

*wo fast den ganzen Tag ihr Gedeck liegt, mit Serviettenringen, in die sie mit Messern ihre Dienstnummern eingeritzt haben (...). Von außen ist es noch ein Hotel – eines zweiter Klasse (offenbar lassen sich vor allem kleine Leute in Morsbronn behandeln – diverse Kassenpatienten). Aber sobald man es betritt, schlägt einem ein Geruch von Vernachlässigung, von langsamer Fäulnis in die Nase, der so typisch für evakuierte Gebäude ist. Die Zimmer riechen nach Schimmel (...).*

*Überall da, wo es Toiletten für Frauen und Toiletten für Männer gibt, in den Schulen, den Postämtern und Rathäusern, nehmen die Offiziere die Toiletten für Frauen für sich in Anspruch, man schreibt darüber W.C. „Officiers“. Das verleiht ihnen einen Hauch von Fräulein, der gut zu ihrer Uniform passt, zu ihrer Westpantaille. Ich gebe es gerne zu, die Offiziere sind das weibliche Element der Armee. Und wir sind die Drohnen, mit unseren breiten Latschen und starren Zügen, wir sind die Männchen (...).*

*Zweihundert Meter von unserem Hotel entfernt, hatte die Feldküche Stellung bezogen, aber der Colonel Deligne verlangte, dass sie wieder verschwände, da ihm der Anblick der Männer mit ihren Essgeschirren den Appetit verderbe.*

(Sartre: Carnets, S. 308–311, Ü: S.W.)

Das „Belle Vue“ war für Sartre Wohn- und Arbeitsstätte, aber auch sozialer Lebensmittelpunkt: Im Parterre befand sich eine Telefonzentrale, die er zu bedienen hatte. Hier feierte er mit Champagner und Gebäck das Weihnachtsfest 1939, hier erfuhr er vom deutschen Angriff auf Belgien. Dazwischen vollendete er seinen Roman *L'âge de raison* und sein Essay über Jules Romains. Ferner vertiefte er sich in französische und deutsche Klassiker, darunter die Gedichte von Heinrich Heine und *Dichtung und Wahrheit* von Johann Wolfgang Goethe (die Bände hatte er in der Hotelbibliothek aufgespürt). Gut möglich, dass Goethes Autobiographie ihn zu seiner eigenen inspirierte.

Östlich vom „Belle Vue“ befindet sich das Hotel-Restaurant „Beau Séjour“ (3 Rue de Haguenau), in dessen oberem Stockwerk 1939/40 ein Soldatenheim (Foyer du Soldat) der Heilsarmee untergebracht war. Wenn Sartre Ruhe suchte, zog er sich zum Lesen und Schreiben in diesen etwas düsteren Saal zurück. Vielleicht hat ihn diese Lokalität zu seinem späteren Stück *Huis clos* (Geschlossene Gesellschaft) inspiriert. In dem 1944 uraufgeführten Drama begegnen sich nach ihrem Tod ein Mann und zwei Frauen in einem fensterlosen Hotel-Salon, „Hölle“ genannt. Doch obwohl die Tür nicht verschlossen

ist, scheuen sie den Schritt hinaus (In die Freiheit? In den Krieg?).

Am östlichen Ortsausgang von Morsbronn-les-Bains, gegenüber vom ehemaligen Bahnhof (heute „Syndicat des Eaux“), liegt das frühere „Restaurant de la Gare“ (4 Rue de Haguenau). Heute ist die Inschrift kaum noch zu entziffern, doch im Winter 1939/40 war dies Sartres liebste Adresse, ein bescheidener Ersatz für die Pariser Kaffeehäuser (und die Gasthöfe von Brumath). Er feierte hier nicht nur das Neujahrsfest 1940 (mit elsässischer „Choucroute“), sondern hielt sich auch sonst so oft wie möglich in dem Gasthof auf, möglichst schon zum Frühstück. Seinem Tagebuch vertraute er die Gründe dafür an: Einerseits war die „Stub“ besser beheizt als sein Hotel, andererseits hatte Sartre an einer jungen Bedienung Gefallen gefunden. Sie hieß Charlotte Maier, von Sartre „La belle Serveuse“ getauft. Als 1997 ein Sartre-Forscher die mittlerweile hochbetagte Dame besuchte, konnte sie sich jedoch nicht mehr an den Dichter erinnern.

Am 10. Mai, während Sartres zweitem Aufenthalt in Morsbronn-les-Bains, begann der deutsche Angriff auf Frankreich, der dem „Sitzkrieg“ ein abruptes Ende bereitete. Da der Vorstoß nicht am Rhein, sondern über Belgien stattfand, waren die im Elsass stationierten Truppen zu quälender Untätigkeit verurteilt. Um dieser und dem schlechten Wetter zu entgehen, flüchtete Sartre am 18. Mai 1940 ins Thermalbad, wovon er Simone de Beauvoir noch am gleichen Tag in einem Brief berichtete:

*Mein Leben ist fade und fleißig. Heute Morgen war ich baden in der Badeanstalt. Auch sie ist von oben bis unten besetzt – zumindest 12 Badezimmer, in denen man noch baden kann – von Soldaten, die sich in den Badewannen oder daneben Betten aufschlagen. Auch sie sieht jetzt komisch aus: sie ist ganz grün und in dieses Aquariumslicht getaucht, das für Badeanstalten typisch ist. Niedrige Flure, meergrün erleuchtet, mit dicken Wänden. Und dann zu beiden Seiten Kabinen. Sie wirkt, ich weiß nicht, warum, wie ein Bordell und ein alter Palast, nur weil man weiß, daß sie jetzt von Männern bewohnt ist, die darin ihre Geschichte und ihr Schicksal haben. Man trifft selbstverständlich überall Soldaten. Das Wasser ist natürlich schwefelhaltig, warm und stinkt nach faulen Eiern.*

(Sartre: Briefe, S. 518)

Am 23. Mai erhielt Sartre die Nachricht, dass der Abmarsch von Morsbronn-les-Bains unmittelbar bevorstand. Am glei-

chen Tag fiel sein einstiger Studienkollege und enger Freund Paul Nizan (1905–40), ein bedeutender Romancier, Essayist und Übersetzer, beim deutschen Angriff auf Dunkerque (Dünkirchen). Sartre erfuhr davon erst viel später, doch plagten ihn dunkle Ahnungen: Obwohl er nicht einmal wusste, an welchem Frontabschnitt sich Nizan befand, teilte er am 30. Mai Simone de Beauvoir schriftlich mit, wie sehr er sich um seinen Freund Sorge. Gleichzeitig bemühte er sich, seiner Gefährtin (und damit wohl auch sich selbst) Mut „zuzuschreiben“. Ob er das, was er dabei zu Papier brachte, wirklich glaubte, ist fraglich.

### 5. Der Zusammenbruch – Haguenau Juni 1940

Haguenau ist die Stadt von Friedrich Barbarossa und Reinmar dem Alten, der hier den höfischen Minnesang begründet haben soll. Aber es ist auch die Stadt, in der Alfred Döblin das Ende des 1. Weltkriegs und den Ausbruch der Revolution erlebte. In seiner Roman-Tetralogie *Bürger und Soldaten* berichtet er davon. Von alldem erfuhr Sartre in den wenigen Tagen, die er hier verbrachte, wohl nichts. Immerhin zweimal hat er sich hier aufgehalten: Am 22. Dezember 1939 sah er auf der Durchreise von Morsbronn-les-Bains nach Pfaffenhoffen die noch bewohnte Stadt, am 11. Juni 1940 hingegen eine verlassene Geisterstadt. Haguenau war ab dem 17. Mai wegen des deutschen Beschusses evakuiert worden. Die beklemmende Atmosphäre in den menschenleeren Gassen schildert Sartre in seiner Erzählung *La mort dans l'âme* (1942), die nicht mit dem gleichnamigen Roman (1949) verwechselt werden darf. Auch dieser hat zwar die französische Niederlage von 1940 zum Gegenstand, doch ist dessen Handlung nicht im Elsass, sondern in Lothringen und Paris angesiedelt:

*Wir haben nichts zu tun. Wir haben nie irgend etwas zu tun, das ist ein schlechtes Zeichen (...). Fünf Alarme heute. Merkwürdige Alarme, mit dem Stöhnen eines Tieres, dem man die Gurgel durchschneidet, die wie Schreckensschreie zum Himmel aufsteigen, zu den Flugzeugen, und die niemand in der toten Stadt hört (...). Plötzlich stoßen wir auf einen Platz. Schöne und hohe Häuser mit bunten Fassaden – blau, weiß, grün und rosa – mit Giebeln und Türmchen; große Läden. Die eisernen Rollläden sind nicht einmal heruntergelassen, die Schaufenster blinken. Lediglich der Türgriff wurde beim Verlassen des Hauses entfernt.*

(Sartre: *Ecrits*, S. 640/643, Ü: S.W.)

Für drei Tage wurde ein Hagenauer Schulgebäude zu Sartres neuem und zugleich letztem Quartier im Elsass (neben dem „Musée Historique“). Die angesichts der drohenden Niederlage zunehmend verzweifelte Atmosphäre beschreibt er in einem (undatierten) Brief an Simone de Beauvoir sowie in seiner Erzählung *La mort dans l'âme* (1942):

*Es ist ein alter Bau aus rosa Sandstein; zwei Agaven in grünen Kübeln flankieren den Eingang. Ein asphaltierter Hof davor, ein Garten dahinter. Wir werden im Klassenzimmer der Jüngsten schlafen (...). An den Wänden sind blaue und goldene Bilder angebracht: die Jungfrau, das Jesuskind; auf Regalen stehen männliche und weibliche Heilige in Gärtchen aus Gips. Es riecht nach Kräutertee und Klosterschwester. Durch das offene Fenster reckt eine große Linde voller Vögel ihre Äste bis ins Zimmer, und das Licht dringt durch ihr Laubwerk. (...) „Total still hier“, sagt Dupin. Ja. Eine pflanzliche Stille, die nicht die Abwesenheit von Lärm bedeutet: Da sind diese Tauben in dem dichten, grünen Laubwerk, wie Grillen im Kräuterdickicht, diese schnurrenden, funkelnden Motoren – man könnte es für den Klang der Sonne halten – und dann diese Stadt, die gänzlich gegen uns ist, am Ende des Gartens, auf der anderen Seite der Mauer, diese verbotene Stadt.*

(Sartre: *Ecrits*, S. 639, Ü: S. W.)

Vom Durst getrieben wagt sich der Ich-Erzähler mit seinen Kameraden schließlich doch noch in die „verbotene“ Stadt. In Zentrumsnähe, vermutlich ist die „Rue de la Redoute“ gemeint, entdecken sie eine Kaschemme, deren Eingang Sartre wie das Tor zur Unterwelt beschreibt. Es wird von einem unheimlichen Finsterling bewacht, dem Kneipenwirt:

*Wir gehen von Café zu Café und rütteln an den Türen. Schließlich gibt eine nach, wir treten in einen niedrigen, gewölbten und sehr düsteren Saal. Am Tresen steht ein Mann, den man kaum erkennt.*

*„Kann man hier einen trinken?“*

*– „Na, dann kommt schnell rein. Und macht die Tür zu: Soldaten darf ich nicht bedienen. Geht rüber ins Nebenzimmer.“*

*(...) Der Wirt kommt zu uns, er wirkt italienisch, mit seinen langen, schwarzen, nach hinten gekämmten Haaren und seinem schwarzen Schnurrbart. Er trägt Pantoffeln und schlurft.*

*Er hat einen Seidenblick und ein brutales Lächeln.*

*„Was bringe ich euch?“*

*– „Vier Schnäpse.“*

*Pierné fragt:*

*„Haben Sie Zeitungen?“*

*Das Lächeln des Typs wird noch schärfer:*

*„Keine Zeitungen mehr.“*

*Nach einem Moment fügt er hinzu:*

*„Es werden nie wieder Zeitungen aus Paris kommen.“*

(Sartre: *Ecrits*, S. 647, Ü: S. W.)

Die von Sartre beschriebene Kneipe gab es tatsächlich. Unter deutscher Besatzung führte sie der Kneipenwirt Albert Cariccio-pulo – der tatsächlich italienischer Abstammung war – unter dem sehr deutschen Namen „Zur Walhalla“ weiter. Noch nach dem Krieg wurde sie von der einheimischen Bevölkerung spöttisch „Vallallá“ genannt. Möglich, dass nach Sartre hier auch dessen deutscher Kollege Arno Schmidt (1914–1979) verkehrte, der von Januar bis Oktober 1941 in Haguenau stationiert war. Wäre er Sartre begegnet, hätte er sich mit ihm wohl gut verstanden: Beide waren überzeugte Anti-Militaristen, beide erlebten die Niederlage der eigenen Seite und die anschließende Kriegsgefangenschaft. Noch während seines Kriegsdienstes begann Schmidt mit der Arbeit an seinem Erzählband *Leviathan* (1949), in dem er seine Kriegserlebnisse verarbeitete. Von Haguenau ist darin allerdings nicht die Rede.

## 6. Das Lager – Baccarat Juni bis August 1940

Am 13. Juni 1940 erhielt Sartres Trupp den Befehl, sich am nächsten Morgen in ein fünf Kilometer entferntes Dorf abzusetzen. Sie mussten sich auf eigene Faust durchschlagen, der geplante Truppentransport kam schon nicht mehr an. Am gleichen Tag erfuhr Sartre vom Einmarsch deutscher Truppen in Paris. Der zunehmend chaotische Rückzug führte Sartre in der folgenden Woche erneut nach Lothringen. Von Pétains Bitte um Waffenstillstand (16.06.) wird er gehört haben, von De Gaulles Aufruf zur Fortsetzung des Kriegs (18.06.) wohl kaum. Am 21. Juni 1940 wurde er in dem Dorf Padoux gefangen genommen. Es war sein 35. Geburtstag. Am Tag darauf trat der Waffenstillstand in Kraft. Seinen Marsch ins Gefangenenlager von Baccarat verarbeitet er in seinem Roman *La mort dans l'âme*:

*Moulû ergriff den Arm von Brunet und schüttelte ihn: „Da! Da! Der graue Schornstein.“ „Na und?“ „Das ist Baccarat.“ Er stellt sich auf die Zehenspitzen, er formt mit seinen Händen ein Sprachrohr um seinen Mund und schreit: „Baccarat! Jungs, lasst*

*uns durch: Wir kommen in Baccarat an!“ Die Männer sind erschöpft, die Sonne brennt in ihren Augen, sie wiederholen folgsam: Baccarat, Baccarat, aber es ist ihnen egal. „Baccarat, das sind Spitzenwaren?“ „Nein“, sagt Brunet, „das sind Kristallwaren“. „Ah!“ sagt Blondinet mit einer Mischung aus Gleichgültigkeit und Respekt in der Stimme. „Ah! Ah!“ Die Stadt ist schwarz unter dem blauen Himmel, die Gesichter trüben sich ein, einer sagt traurig: „Komisches Gefühl, eine Stadt zu sehen.“ Sie gehen über eine verlassene Straße; Glassplitter türmen sich auf den Gehwegen und der Fahrbahn. Blondinet lacht auf, zeigt mit dem Finger darauf und sagt: „Da sind sie, die Kristallwaren von Baccarat.“*

(Sartre: Mort, S. 298f.; Ü: S. W.)

Tatsächlich war und ist Baccarat für sein Bleikristall weltberühmt. Die „Cristallerie de Baccarat“ geht auf eine 1764 gegründete Glaswerkstatt zurück, die damals der Importware aus Böhmen Konkurrenz machen sollte. Keine hundert Jahre später gingen in Baccarat Bestellungen von Königen und Kaisern, Sultanen und Zaren ein. Der letzte russische Zar Nikolaus II. besuchte den Ort 1896 sogar persönlich. In seinem Roman *Les Forêts de la nuit* (1947) hat Jean-Louis Curtis (1917–1995) die Geschichte des Baccarat-Glases literarisch verarbeitet.

Sartre hingegen wurde Zeuge einer anderen Geschichte: Bei Kriegsausbruch war in Baccarat zunächst ein Mannschaftslager für britische Soldaten eingerichtet worden. 1940 wurde es von der deutschen Wehrmacht übernommen und in ein Zwischenlager für ca. 7000 französische Kriegsgefangene umgewandelt (andere Quellen sprechen von bis zu 30000 Internierten). Auf seinem Weg durch den vom Krieg zerstörten Ort ins Lager hat Sartre wohl auch das Flösschen Meurthe überquert:

*Eine Brücke; die Kolonne macht halt; tausende Augen sind auf den Fluss gerichtet: Fünf nackte „Fritze“ (Spottname für die Deutschen; Anm. des Übers.) spielen im Wasser, spritzen sich an und stoßen dabei kleine Schreie aus; 20000 graue und in ihren Uniformen schwitzende Franzosen betrachten diese Bäuche und Schenkel, die zehn Monate lang von einem Wall aus Kanonen und Panzern geschützt wurden und die sich nun in einem Akt der stillen Ungehörigkeit frei zur Schau stellen. Das war es also, nur das: ihre Sieger, das war dieses weiße, verletzliche Fleisch. Ein dumpfer, tiefer Seufzer zerreißt die Menge. Sie haben ohne Wut die Parade der siegreichen Armee auf ihren ruhmreichen Panzern über sich ergehen lassen; aber diese splitter nackten Fritze, die im Wasser Bocksprünge machen, das ist eine Beleidigung. Lambert*

*lehnt sich über das Gelände hinaus und murmelt: „Wie muss das gut tun!“*

(Sartre: Mort, S. 298f.; Ü: S. W.)

Wie in den vorangegangenen Kriegsmonaten führte Sartre auch in Baccarat Tagebuch. Doch leider sind diese Hefte verloren gegangen und bis heute nicht wieder aufgetaucht. Erhalten blieb jedoch ein Teil seiner Korrespondenz mit Simone de Beauvoir. Aus dem Elsass hatte Sartre ihr täglich mehrere Briefe geschrieben, in Baccarat waren nur noch zwei pro Woche erlaubt. Der erste datiert vom 2. Juli 1940, d. h. er wurde eine Woche nach seiner Gefangennahme verfasst:

*Mein liebenswerter Castor,  
ich bin Gefangener und werde recht gut behandelt, ich kann arbeiten und langweile mich nicht allzu sehr, und außerdem hoffe ich, Sie recht bald wiederzusehen. Es verlangt mich so sehr danach, mein süßer, kleiner Castor. Hören Sie, Sie können mir schreiben: Soldat Jean-Paul Sartre, 20. Zug – Kriegsgefangenen-Durchgangslager Nummer 1 – Baccarat (...). Ich liebe Sie mit aller Kraft, ich denke immerzu daran, Sie wiederzusehen ...*

(Sartre: Lettres, S. 282, Ü: S. W.)

Auch in den folgenden Briefen zeichnet Sartre das Bild eines vergleichsweise angenehmen Lagerlebens, das er sogar mit einem Campingurlaub vergleicht. Doch der Wirklichkeit entsprach dies wohl kaum. Einerseits wollte Sartre wohl seine Lebensgefährtin beruhigen, andererseits musste er auf die deutsche Zensur Rücksicht nehmen. Unmittelbar nach seiner Freilassung begann er mit der Arbeit an dem Roman *La mort dans l'âme* (1949), in dem er ein völlig anderes Bild entwirft: In der ersten Woche gibt es nichts zu essen, etliche Soldaten sterben. Als einer von ihnen wie wahnsinnig zu schreien beginnt, verliert ein deutscher Wachsoldat die Nerven und eröffnet das Feuer. Es gibt mehrere Tote und zahlreiche Verletzte. Der Gefangene, der mit seinen Schreien das Massaker ausgelöst hat, wird daraufhin abgeführt und grausam misshandelt. Der Augenzeuge Gartiser berichtet davon:

*Sie wollten ihn zum Schweigen bringen, einer steckte ihm die Hand in den Mund, da hat er zugebissen. Oh, bei meiner Mutter! Wenn du sie gesehen hättest! Sie fingen an, ihn auf Charabia (Spottnamen für die deutsche Sprache; Anm. des Übers.) anzubrüllen, man verstand sein eigenes Wort nicht mehr, sie stießen ihn in eine Ecke des Pferdestalls und schlugen alle gleichzeitig auf ihn*

*ein, mit Fäusten, Gewehrkolben, schließlich fing es an sie zu amüsieren, denn ein paar von unseren Leuten hetzten sie weiter auf, schließlich sei dieser Hurensohn ja an allem schuld. Am Ende sah er nicht mehr schön aus, das Gesicht war zu Brei zer schlagen, ein Auge hing heraus, sie legten ihn auf eine Bahre und schafften ihn weg, ich weiß nicht, wohin, aber sie schienen weiter ihren Spaß mit ihm getrieben zu haben, denn wir hörten seine Schreie noch bis 3 Uhr morgens.*

(Sartre: *Mort*, S. 322; Ü: S.W.)

Sartre hat die Zeit der Gefangenschaft leidlich gut überstanden, nicht zuletzt dank Simone de Beauvoir. Sie wusste nur allzu gut, was er am meisten vermisste und schickte ihm daher – neben Tabak und Schokolade – viele Bücher nach Baccarat: Gedichtbände der „Lothringer“ Paul Verlaine und Paul Claudel sowie das Schulbuch *Les Temps modernes* von Albert Malet. Der Titel könnte Sartre zu der Zeitschrift gleichen Namens angeregt haben, die er ab 1945 und bis zu seinem Tode herausgab. Doch Sartre las nicht nur, er schrieb auch. Hinter dem Stacheldraht von Baccarat vollendete er seinen Roman *L'âge de raison* und arbeitete weiter an seinem philosophischen Hauptwerk *L'être et le néant*.

Im August wurde Sartre in das Gefangenenlager „Stalag XII“ nach Trier verlegt, wo er wegen seiner Deutschkenntnisse zunächst als Dolmetscher auf der Krankenstation eingesetzt wurde. Später organisierte er Vortragsabende und Theateraufführungen. Hier entstanden sein erstes Theaterstück *Bariona ou Le fils du tonnerre* (uraufgeführt im Lager am Heiligabend 1940) sowie diverse Sketche. Im März 1941 wurde er aufgrund eines ärztlichen Attests entlassen. Seitdem hat er nie wieder eine Uniform getragen.

## 7. Epilog – Das erinnerte Elsass nach 1940

Auch in den folgenden Jahrzehnten blieb für Sartre das Elsass in vielfacher Weise präsent: literarisch, politisch und privat: Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Paris veröffentlichte er 1942, also noch unter deutscher Besatzung, die Erzählung *La mort dans l'âme*, in der er anhand seines Aufenthalts in Haguenau seine Kriegserlebnisse im Elsass thematisiert. Im Jahr darauf erschien die wohl wichtigste philosophische „Frucht“ seines Elsass-Aufenthaltes: die Abhandlung *L'être et le néant* (1991 deutsch: *Das Sein und das Nichts*). 1945, unmittelbar nach der Befreiung, folgte sein Roman *L'âge de raison*. In den späten vier-

ziger Jahren schließlich vollendete er die 1949 erschienene Romanfassung von *La mort dans l'âme*.

Doch die intensivste Auseinandersetzung mit dem Elsass stand Sartre noch bevor: In den fünfziger Jahren arbeitete er an seiner Autobiographie, deren erste Fassung 1954 und deren Endfassung 1964 unter dem Titel *Les mots* (1965 deutsch: *Die Wörter*) erschien. Und auch in den sechziger und siebziger Jahren blieb das Elsass Teil seiner „familiären Topographie“: 1960 war die Malerin Hélène de Beauvoir (1910–2001), eine Schwester von Simone de Beauvoir, in das Dorf Scharrachbergheim westlich von Straßburg gezogen (ihr Mann war Direktor für Jugend, Sport und Volkskunst am Europäischen Parlament). 1963 kaufte sich das Paar einen verlassenen Weinbauernhof in Goxwiller (bei Obernai), wo Hélène de Beauvoir bis zu ihrem Tod lebte und arbeitete. Ihr mit zahlreichen Bildern geschmücktes Zimmer blieb bis zum heutigen Tag unangetastet. Nach Aussage der heutigen Besitzerin (einer deutschen Galeristin aus Frankfurt/Main) wurde sie hier auch von Sartre besucht, ferner von den Schriftstellern John Dos Passos, Louis Aragon und Colette, dem Künstler Pablo Picasso, dem Filmemacher Claude Lanzmann (zeitweise Lebensgefährte von Simone de Beauvoir) und der Schauspielerin Juliette Gréco (einer engen Freundin Sartres). Sartre war es auch, der 1975 das Vorwort zum Katalog einer großen Ausstellung von Hélène de Beauvoir verfasste, die in Brest stattfand. Und auch am Oberrhein war die Malerin keine Unbekannte (z. B. hatte sie Ausstellungen in der Galerie „Die Treppe“ in Lahr).

Nach Sartres Tod am 15. April 1980 wurden weitere Dokumente veröffentlicht, die die enge Verbindung des Dichters zum Elsass unterstrichen: 1983 erschienen seine Feldpostbriefe an Simone de Beauvoir sowie sein Kriegstagebuch *Cahier de la drôle de guerre* (erweiterte Fassung: 1995). 1990 folgten die Briefe von Simone de Beauvoir an Sartre aus der Kriegszeit. Heute kann sein Aufenthalt im Elsass 1939/40 als der wohl am besten dokumentierte Abschnitt seines Lebens gelten, und als einer der fruchtbarsten.

## 8. Bibliographie

Simone de Beauvoir: *La force de l'âge*, Paris: Gallimard 1960.

Martin Graff: *Leben wie Gott im Elsass*, Tübingen: Klöpfer & Meyer 2012.

Jean-Paul Sartre: *Briefe an Simone de Beauvoir 1926–39* (Übersetzung: Andrea Spingler), Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 1984.

- Jean-Paul Sartre: *Carnets de la drôle de guerre septembre 1939–mars 1940* (Hrsg. Arlette Elkaim-Sartre), Paris: Gallimard 1995.
- Jean-Paul Sartre: *Ecrits* (Hrsg.: Michel Contat, Michel Rybalka), Paris: Gallimard 1970.
- Jean-Paul Sartre: *La mort dans l'âme*, Paris: Gallimard 1949.
- Jean-Paul Sartre: *Lettres au Castor et à quelques autres* (Hrsg. Simone de Beauvoir), Paris : Gallimard.
- Jean-Paul Sartre: *Les mots*, Paris: Gallimard 1964.
- Stefan Woltersdorff. *Literarisches Lothringen. Spaziergänge mit Dichtern und Denkern Europas, Saarbrücken*: Conte-Verlag 2012.
- Stefan Woltersdorff: *Nord-Elsass für Leser. Ein kurzweiliger Führer durch Literatur und Geschichte*, Kehl: Morstadt 2007.
- Stefan Woltersdorff: *Straßburg für Leser. Ein literarischer Führer durch die Stadt und ihr Umland*, Kehl: Morstadt 2000.
- Stefan Woltersdorff: *Chronik einer Traumlandschaft. Elsassmodelle in Prosatexten von René Schickele 1899–1932*, Bern: Lang 2000.